Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 43 Altena, den 10. Dezember 1929

Das Kind und die Religion

„Mutti, wer hat den Himmel gemacht?“

Die Mutter und ihre beiden Lieblinge liegen im Sonnenſchein auf der Wieſe, das Kleinſte iſt noch ganz unbeſchwert von Frage und Antwort, es kräht und ſtrampelt nur vor Vergnügen — aber der Junge von kaum vier Jahren hat große ernſte Augen und er will eine Antwort — —

Wie ſoll deine Antwort nun lauten, junge Mutter? Willſt du den neuen Erziehern gehorchen und von der Zweckmäßigkeit allen Geſchehens ſprechen, vom gigantiſchen Naturmechanismus, von kosmiſcher Entwicklung?

Oder willſt du ihm das eine große, weltumfaſſende Wort als Antwort geben, das deine Eltern auch dir zur Antwort gaben? Das hellſte, klarſte und lichteſte Wort, dem die Gedankenarbeit von Forſchern und Gelehrten in Jahrtauſenden nicht ein Jota von ſeinem Leuchten nahm — das Wort: Gott —

Liebe junge Mutter, erziehe dein Kind zur Religion! Gib deinem Kinde einen Wanderſtab mit auf den Lebensweg, — den feſten Glauben an eine gütige Macht, die ſein Leben lenkt.

Was nützen einem jungen zarten Weſen die Wiſſenſchaften von Urzelle und Entwicklungskraft, was ſoll ein Kind mit Moralwiſſenſchaft mit ethiſchen Forderungen? — Ein Kind braucht Liebe. Und Gott iſt die Liebe.

Deine Liebe kann dein Kind ſchützen und leiten ſo lange du am Leben biſt — aber wenn du nicht mehr biſt? — Dann muß der Glaube an die Güte Gottes, die Gewißheit Seiner Liebe dein zartes junges Kind auf dem Weg behüten, den unſere Kulturgeſchichte den rechten nennt. Unentwickelte Menſchen ohne Religion verlieren ſich im Labyrinth des Lebens, ſobald ſie keinen Führer mehr zur Seite haben, der ſie vor Entgleiſungen ſchützt. Und wer iſt der Führer, wenn du nicht mehr biſt? —

Gott iſt kein Märchen. Er iſt die unbeſtreitbarſte Wahrheit, denn niemand hat den Beweis erbracht, daß er nicht iſt.

Zweifler lehnen Gott ab, weil ſie ihn nicht ſehen und hören können. — Siehſt und hörſt du den Schmerz? Du fühlſt ihn — —

Gott iſt das Lächeln der Weisheit. Die Sehnſucht nach ihm lebt auch in den armen Herzen jener Menſchen, die ihn am lauteſten verleugnen.

Gott iſt kein Phantom. Er iſt eine Notwendigkeit. Die Menſchheit hat ſchon in ihren Uranfängen danach geſtrebt, ſich überirdiſche Herren zu ſchaffen, zu denen ſie flüchten konnte, wenn die Herren ihrer primitiven Welt verſagten. Philoſophie und Wiſſenſchaft haben nie geruht, alle Generationen, die die Welt bevölkerten, ſtrebten nach Entwicklung dieſes Gottgedankens und das Tiefſte, was der Menſchen Geiſt erdachte, bieten wir unſeren Kindern in dem Gottesbild, das unſere Gläubigen als Endergebnis ihres Ringens heute verkünden.

Gott iſt das tiefſte Glück, iſt lebensbejahende Liebeskraft des Einzelweſens und die Wurzel der Unvergänglichkeit.

Erziehe dein Kind zu einem heiteren furchtloſen Menſchen durch unſere wundervolle, tiefdurchdachte Religion. Gib ihm als Lebensgeleit das ſchöne deutſche Wort:

Vertrau auf Gott
Und bau auf deine eigene Kraft.

C. Schelper.

Weihnachtseinkäufe

Unter unſeren lieben Mitbürgern gibt es leider in deutſchen Landen nur ſehr wenige, die zum Weihnachtsfeſt nur ſo einfach in den Beutel zu greifen brauchen und ſchenken können, was der zu beglückende ſich wünſcht. Die meiſten von uns müſſen ſehr überlegen, um Wünſche und Ausgaben in Einklang zu bringen. Wir möchten wohl alle die koſtbarſten Geſchenke machen, um die Lieben zu erfreuen, aber die Verhältniſſe zwingen uns, praktiſche und nützliche Geſchenke zu kaufen.

Was ſollen wir ſchenken? — Wie ſollen wir ſchenken? Schließlich iſt ja zu Weihnachten die Freude der anderen das Weſentliche. Und dieſe beſtimmt weniger der geldliche Wert des Geſchenks, ſondern ſeine perſönliche Zweckmäßigkeit, ſeine Eigenart, der man anmerkt, daß es beſonders erdacht wurde. Es iſt im eigenen Intereſſe und auch in dem der ganzen Familie unrecht, ſich in Schulden zu ſtürzen, um an dem ſo ſchnell verrauſchten Heiligabend als großmütiger Schenker dazuſtehen. Es gibt Hausväter, die ſich vollſtändig verausgaben am Weihnachtsfeſt, um der geliebten Frau und den lieben Kindern Freude über Freude zu bereiten. So wunderhübſch das auch gedacht iſt, ſo ſehr iſt es doch von Uebel, wenn die Zeit zwiſchen Weihnachten und Neujahr und die kommenden Wochen unter dem Zeichen der Geldnot ſtehen! — dann doch tauſendmal lieber ein paar Geſchenke weniger und friſche vergnügte Geſichter auch in den Tagen nach Weihnachten und nach Neujahr.

Entſetzlich iſt die Gewohnheit in anderen Familien — Geld zu ſchenken. Es zeugt von einem Mangel an Herzenswärme, ſeiner Frau, den Verwandten oder gar den Kindern Geld auf den Weihnachtstiſch zu legen, und vor allem, es macht einem Menſchen, der Takt und Empfindung hat, ſicher keine Freude, wie ein Angeſtellter entlohnt zu werden.

Die Frau des Hauſes wird immer dankbar ſein für Gegenſtände, die den Haushalt ſchmücken, wie Porzellan, ein hübſches Deckchen, ein Tiſchgedeck, eine Kleinigkeit für den perſönlichen Gebrauch. Das gleiche gilt für die werdende Hausfrau, die Braut und die jungen Mädchen, die es gern werden möchten, — die Studentin. Die berufstätige Frau hingegen wird mehr Spaß an Büchern, einem guten Bild, an Kleidungsſtücken haben, auch iſt ja ein Käſtchen ſüßer Füllung den meiſten Damen genau ſo angenehm, wie den Herren die „Räucherware“. Für den Herrn des Hauſes, ebenſo für jeden Mann, der viel reiſt, iſt eine Schlafdecke oder Reiſedecke etwas ſehr Nettes. Herren, die photographieren, ſind für praktiſche Gegenſtände zum Entwickeln, Wäſſern uſw. dankbar, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Fähigkeiten zu vervollkommnen und ſchöne Bilder zu machen. Sehr willkommen ſind elektriſche Artikel für den täglichen Gebrauch, Heizkiſſen, elektriſche Sonnen, Rauchverteiler, Brotröſter; wenn ſie nicht im Haushalt vorhanden ſind bereiten ſie ſicher Freude und erinnern bei der Benutzung ſtändig an den Spender. Ein Buch, das richtig dem Geſchmack des zu Beſchenkenden angemeſſen iſt und ſeinem Verſtändnis wird auch ſtets hochwillkommen ſein.

Und für das Kind? fragſt du, liebe Leſerin. Was für die Erwachſenen untereinander ſchon nicht ganz einfach iſt, das wird Kindern gegenüber bedeutend ſchwieriger. Die ſchönſten Geſchenke werden nicht beachtet, haſt du nicht das getroffen, was ſich das kleine Kinderherz erträumt: manchmal die geringfügigſten Kleinigkeiten. Für das geliebte Puppenkind ein neues Mäntelchen, ein Mützchen, Geſchirr für die Puppenküche, Einrichtungen für die Puppenſtube, für die Eiſenbahn ein neues Wärterhäuschen, Schienen, elektriſche Signale, Bahnhöfe. Oft machen auch Spiele, Baukäſten große Freude. Da heißt es eben aufmerkſam, genau hineinleuchten, was dein Kind ſich erſehnt.

Beim Schenken iſt die Hauptſache, mit Nachdenken auszuwählen, deshalb darf man den Einkauf nicht zu lange aufſchieben und womöglich den letzten Tag abſchwirren, um ſchnell noch etwas beizuſchaffen. Wer früh kauft, kauft meiſtens bedeutend billiger und beſſer. Noch ſind 14 Tage Zeit, aber die Zeit rennt; ſchneller als wir gedacht — ſind wir im „letzten Augenblick“.

Clara von Wedelſtaedt.

Vitaminreiche Schonkost

Bei Magen- und Darmerkrankungen wird immer wieder den Patienten ganz weiche Koſt anempfohlen. Man ſpricht von Kartoffelbrei, feingewiegtem Fleiſch, allerhöchſtens von Haferbrei, Rühreiern und Reisgerichten, dazu noch einige Suppen. Wer nun ernährungswiſſenſchaftlich geſchult iſt, fragt ſich mit Recht: wo bleiben bei dieſer Anordnung die wichtigen Vitamine. Es iſt uns gelehrt worden, daß die Vitamine und andere wichtige Ergänzungsſtoffe beim Kochen zerſtört werden. Und doch darf der Darmkranke keinerlei Ungekochtes, weder Gemüſe noch Obſt, zu ſich nehmen. Was iſt nun zu tun, um den notwendigen Vitaminbedarf ſicherzuſtellen.

Zunächſt einmal wird man ſich den Gemüſen zuwenden, die mit möglichſt wenig Kochzeit gar gemacht werden können. Je weniger gekocht wird, deſto größer iſt der Vitaminreichtum des Gerichtes. In der Gurkenzeit haben wir leichtes Spiel mit der zarten langen Frucht. In kochendem Fett angeſetzt, iſt die Gurke ſehr ſchnell weich. Sie ſchmeckt ſo in ihrem eigenen Saft mit nur wenig Salz gedünſtet ganz vorzüglich. Wir ſind zwar gewöhnt, geſchmorte Gurke ſüß-ſauer zu eſſen, der Kranke empfindet aber die reine Gurke ohne Säurenzuſatz außerordentlich angenehm. Man kann zum Uebergang ja ein wenig Speck mit durchbraten und erreicht ſo eine gewiſſe Herbheit.

Den Ruhm, beſonders vitaminreich zu ſein, hat ſich aber das Tomatengericht erobert. Selbſt die konſervierte Tomate enthält noch reichlich Vitamine, wieviel mehr eine Frucht, die nur 5 Minuten gekocht iſt. Die Tomaten werden gewaſchen und in heißem Fett — 40 Gramm auf ein Pfund — 5 Minuten geſchmort. Dann ſtreicht man die Maſſe durch ein Haarſieb und erhält eine dickliche Suppe, die jederzeit gern genommen wird. Natürlich kann man das Gericht dünnflüſſiger geſtalten, wenn man eine Kleinigkeit heißes Waſſer dazu gibt. Sodann iſt es auch leicht, das Gericht etwas dicker einzukochen, um eine ſchmackhafte Tunke zu erhalten. Vor allem aber braucht man zum Andicken kein Mehl hinzuzugeben. Alle Mehlarten brauchen 10—15 Minuten, um voll auszuquellen und aufgeſchloſſen zu ſein. In dieſer Kochzeit werden unnötig viel Vitamine vernichtet. Viele Aerzte ſind neuerdings auch dagegen, Kranken und ſelbſt ſogar Geſunden mit Mehl und Fett zubereitete Tunken und Gemüſe zu geben. Sie glauben, daß das von Fett eingehüllte Mehl unverdaulich iſt und zu ſchweren Störungen Anlaß geben kann. Im Anfang wird man Tomatenſuppe oft ſalzen, je länger man das Gericht aber genießt, deſto lieber wird man das Salz entbehren, weil man den Eigengeſchmack der Tomate ſchätzen gelernt hat. Das iſt von großem Vorteil, denn der Körper braucht Gemüſeſalze, aber kein Kochſalz.

J. H.

Weibliche Polizei

Auf der letzten Jahrestagung des Weſtdeutſchen Sittlichkeitsvereins wurde die Frage der weiblichen Polizei behandelt. Fräulein Pröbſting-Münſter hielt das einleitende Referat. In den letzten Jahren denkt man auch in den Großſtädten daran, weibliche Polizei, die vor allen Dingen bei Frauen und Jugendlichen Verwendung findet, anzuſtellen. Im Jahre 1903 wurde die erſte Polizeifürſorgerin in Stuttgart angeſtellt. Später verwandte man in preußiſchen Gemeinden, in Sachſen und Hamburg weibliche Polizei, die nur bei reinpolizeilichen Maßnahmen Verwendung fand. Dabei iſt die engſte Beziehung zwiſchen weiblicher Polizei und Fürſorge aufrecht erhalten. Den weiblichen Poliziſten werden grundſätzlich dieſelben Rechte und Pflichten wie den männlichen Beamten zuerkannt. 1927 zählte man 79 weibliche und 150 000 männliche Poliziſten. Heute haben wir etwa 100 weibliche Polizeibeamte in Städten wie Berlin, Frankfurt, Eſſen, Köln, Magdeburg, Hannover, Breslau, Gelſenkirchen, Bottrop. Die weiblichen Polizeibeamten müſſen eine längere Ausbildungszeit durchmachen als die männlichen, weil ſie gleichzeitig als Wohlfahrtspflegerinnen ausgebildet werden. In Baden und Sachſen tragen die weiblichen Polizeibeamten Uniform. Ihre Verwendung iſt ſehr vielſeitig, beſonders in der Gefährdeten- und Kriminalpolizei, bei Vernehmungen von Kindern uſw. Die jetzigen weiblichen Polizeibeamten leiſten in gewiſſem Sinne noch Pionierdienſte. Es iſt wahrſcheinlich, daß man mit der weiteren Anſtellung weiblicher Polizeibeamten ſchnell vorwärts ſchreitet.

Der schlagfertige Ehemann

Heiteres von Hellmut Herfurth.

Ort der Handlung: Landgericht, Ehekammer. Frau Lohſe ſteht vor dem Richtertiſch. Neben ihr ein Armenanwalt.

Frau Lohſe will ſich ſcheiden laſſen. Ihr Mann hat ſie wiederholt geohrfeigt. Ein Wunder, daß ſie überhaupt noch lebt — ſagt ſie.

Der Ehepartner, Handwerker Lohſe, zur Zeit Notſtandsarbeiter beim Rat der Stadt, iſt gleichfalls anweſend.

Er verteidigt ſich. Allein gegen zwei.

Jede Partei bewirft die andere mit eleganten Redewendungen, die in keinem Wörterbuche verzeichnet ſtehen, lügt nach Kräften das Gericht an und will die eigene Handlungweiſe beſchönigen.

Der Vorſitzende ſucht ausgleichend zu wirken. Vergebliches Unterfangen. Die Gemüter ſind zu ſehr erhitzt, die Seelen völlig aus dem Gleichgewicht geriſſen.

Wie das Abſtreifen eines ſchmutzigen Gewandes wirkt die Beichte. Wie ein Balſam auf blutende Wunden. Das Intimſte kommt ans Licht der Oeffentlichkeit, wird breitgetreten, entwürdigt, in den Kot gezogen.

Man kommt zum Ausgangspunkt zurück: Warum der Mann ſeine Frau geſchlagen habe.

„Wiſſen Sie, Herr Vorſitzender, die verdients nicht anders. Die ſollten Sie erſt mal richtig kennen lernen. Sie würden beſtimmt Ihr blaues Wunder mit der erleben. — Und wiſſen Sie, Herr Vorſitzender, das kann ich wirklich nicht einſehen, nee, beim beſten Willen nicht, wie man gleich geſchieden werden ſoll, wenn man mal ſeiner Alten eine 'runterlatſcht.“

Vorſitzender: „Ich pflege beiſpielsweiſe meine Frau nicht zu ſchlagen.“

„Ja Sie! Sie haben auch 'ne andere Gemahlin als ich.“

„Dem Himmel ſei Dank!“

„Na, Sie können wenigſtens Ihre Frau geiſtig ſchlagen, wenn ſie nicht pariert. Das kann ich nicht.“

Da ſchweigt der Vorſitzende und — lächelt. Lächelt wie die beiſitzenden Richter und der Armenanwalt, wie das neugierig lauſchende Publikum im Zuhörerraum. Lächelt ob des Arbeiters Lohſe Ausſpruch, der ſo treffend iſt. Lächelt, weil er keine paſſende Antwort findet. Denn er fühlt ſich ſchier in dieſem Augenblick ſelbſt einmal geiſtig geſchlagen.

Von der Liebe und den Liebenden

Von Rudolf Presber.

Der Weiſe iſt ſo lange weiſe,
Bis ihn erfaßt der Liebe Glut
Dann geht er tanzen auf dem Eiſe,
Wie jeder andre — Weiſe tut.

*

Jeder weiß, der die Liebe verſteht,
Sturm iſt der Vater der Flammen.
Feuer, in die der Wind nicht weht,
Fallen bald zuſammen.

*

Zu ſpät erkennſt dus ſachgemäß,
Erſt wenn das Wetter fern vergrollte:
Die Liebe war nur das Gefäß,
Aus dem dein Herz den Rauſch ſich trinken wollte.

*

Was ſolls ſchon, ewig durchzuhecheln
Voll Spott die Weiber und die Welt
Seh' ich die Mutter auf ihr Kindchen lächeln,
So weiß ich, was dem lieben Gott gefällt . . .

*

Seltſam fürwahr, den Wiſſenstrieb zu ſtillen,
Hat Eiferſucht von jeher zugegriffen
In Gier und Pein nach hundert ſchlechten Brillen,
Von denen keine für ihr Aug' geſchliffen.

*

Als er gewärtig ihres Winks,
Klagt er: „Sie lächelt wie 'ne Sphinx.“
Als er verließ ſie, ſprach er ſchnöd:
„Mein Gott, ſie lacht halt gar ſo blöd!“

*

Oeffne deiner Lippen holde Pforte,
Fremde Schöne, ohne Selbſtbetrügen!
Kleine, ach, warum die „tauſend Worte“,
Wo mir dreie ſchon genügen . . .

*

Mit ſchönen Reden und mit Weisheitsblitzen
Fälſchſt du der Liebe Sinn, den hoffnungsvollen
„Verliebt ſein“ heißt, dir ſelber Götter ſchnitzen,
Die dir dann Paradieſe ſchenken ſollen.

*

So lang du deine Wünſche zügelſt,
Wird alles in guter Form geſchehen —
Sie will wohl, daß du die Tür verriegelſt,
Aber ſie wills nicht ſehen.

*

Manche Frau'n, die ſich der Liebe ſchämen
Und heimlich mit ihren Trieben ringen,
Möchten dennoch gern die Männer zähmen,
Wie die Löwen, die durch Reifen ſpringen.

Aus dem Engen und Weiten

„Damen“ ſind nicht neugierig.

Eine bekannte — vielleicht muß man auch ſagen bedauerliche — Tatſache iſt es, daß die holde Weiblichkeit ſich ſehr für Schwurgerichtsverhandlungen intereſſiert. Das zeigte ſich auch gelegentlich einer Sitzung der Geſchworenen in Leeds. Leider eignete ſich aber das zur Aburteilung kommmende Verbrechen nicht im geringſten für Damenohren. Dieſer Anſicht war auch der Vorſitzende, und deshalb verkündete er dem Publikum: „Ich möchte allen im Zuhörerraum befindlichen Damen mitteilen, daß die Strafſache, die heute zur Verhandlung kommt, kaum nach ihrem Geſchmack ſein wird. Ich laſſe eine Pauſe von drei Minuten eintreten, um den Damen das Verlaſſen des Saales zu ermöglichen.“ Auf der Galerie, die für das weibliche Publikum reſerviert war, erhoben ſich einige Frauen und verließen den Raum, doch mindeſtens die Hälfte ſchien anderer Anſicht als der Vorſitzende zu ſein und rührte ſich nicht. Als die drei Minuten verſtrichen waren, warf der Vorſitzende einen flüchtigen Blick auf die Galerie und wandte ſich dann an den Staatsanwalt: „Ich bitte Sie, fortzufahren, nachdem alle Damen den Saal verlaſſen haben.“ Der Staatsanwalt mußte aber doch noch eine Minute warten, denn auch jene ganz ausgekochten Zuhörerinnen, welche die Galerie noch nicht verlaſſen hatten, wollten doch wenigſtens als „Damen“ gelten, und ſie beeilten ſich nunmehr, fluchtartig das Feld zu räumen.

Der Sultan, der die Näherin heiratet.

Die ſenſationelle Hochzeit Aga Khans mit der kleinen Näherin Andree Carron hat in Aix le Bains unter der Beteiligung einer Rieſenmenge von Neugierigen, die auch von auswärts in großer Zahl herbeigeſtrömt waren, ſtattgefunden. Auf der ſchwarzen Tafel vor der Mairie, wo die Aufgebote angeſchlagen werden, ſteht der Name des Bräutigams mit ſeinen Würden. Man erfuhr, daß er mit vollem Namen Mohammed Schah Sultan Aga Khan heißt, geboren in Karachi (Britiſch-Indien) am 2. November 1877. Man weiß nunmehr, daß Aga Khan britiſcher Staatsbürger, Schah, Sultan und Aga iſt, ferner der religiöſe Führer der Hinduſekte der Khedjos, die über zwei Millionen Anhänger zählt und daß ſein Einfluß ſich von Nepal bis Saneibar erſtreckt. Die Würde ſeiner Frau nahm weit weniger Platz auf der ſchwarzen Tafel ein: Andree Carron, beſchäftigungslos, geboren 15. Oktober 1898 in Chambery. Die beſchäftigungsloſe Aga Khan erſchien vor dem Standesamt in einem grünen Velourkleid, deſſen Beſchreibung die franzöſiſchen Blätter ganze Spalten widmen, und ſah auf den Photos außerordentlich reizvoll aus. Als Morgengabe hatte ſie von ihrem Prinzen aus dem Märchenland einen Diamanten von ſeltener Größe und Schönheit und eine kleine Luxusvilla nebſt zugehörigem Park an der Cote d'Azur erhalten. Das Gerücht, daß einer der Söhne des Königs von England als Trauzeugen fungieren ſollte, hat ſich nicht bewahrheitet. Dieſes Amt wurde von den beiden Imams verſehen, die aus der Pariſer Moſchee nach Aix le Bains gekommen waren. Nachher begab man ſich zum Dejeuner, das vierzehn Gänge hatte.

Frau Crue darf Bier brauen.

Nach Anſicht der Prohibitionsleute war es wieder ein großartiger Fang, den ſie da in Pawtucket (Rhode Island) gemacht hatten. 220 Flaſchen Bier in einem einzigen Haushalt! Der Schwerverbrecher, dem das heimliche Brauen derartiger Mengen des Höllengetränkes gelang, war eine Frau, und Mary Crue ſtand vor ihrem Richter. Die Verhandlung geſtaltete ſich überraſchend kurz. „Frau Crue“, fragte Richter Tuck, „bekennen Sie, dieſe 220 Flaſchen Bier in Ihrem Hauſe gebraut zu haben?“ — „Ja.“ — „Wollten Sie das Getränk verkaufen?“ — „Nein. Als die Prohibition eingeführt wurde, fing mein Mann an, die Flüſterkneipen abzuklappern und ſein ſauer verdientes Geld für das erbärmliche Zeug auszugeben, das jeder dort kaufen kann. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als ſelbſt Bier zu brauen. Seitdem nun immer genug davon im Keller liegt, denkt mein Mann nicht mehr daran, ſich in den Flüſterkneipen herum zu treiben.“ — „Und was wird, wenn Sie ihm kein Bier mehr vorſetzen können?“ — „Dann gibt er wieder ſein Geld für gepanſchten Fuſel aus.“ — „Das ſoll er nicht,“ entſchied Richter Tuck. „Die Angeklagte wird freigeſprochen, und die Bundesbehörden haben das geſamte beſchlagnahmte Bier an Frau Crue zurück zu liefern.“ Der Ankläger ſchnappte nach Luft und zog ſich ſchleunigſt vor der hohnlächelnden Menge zurück. Die Trocknen in Pawtucket aber ſtehen Kopf. Was ſoll nur werden, wenn ſich alle Prohibitionsſünder in Zukunft auf Richter Tucks Urteil berufen?

Das Weihnachtsheft der „Neuen Linie“ (erſcheint Anfang Dezember) ſteht ganz im Zeichen des bevorſtehenden Feſtes. Reiſeaufſätze „Europäiſche Weltſtädte um Weihnachten“ von Helene v. Noſtitz, von Walter Georg Hartmann und C. F. W. Behl laſſen den Blick in die Ferne ſchweifen. — Vielſeitige Anregungen für Weihnachtsgeſchenke erleichtern die Qual der Wahl — nicht zu vergeſſen allerlei Rezepte für delikate Weihnachtseſſen und Weihnachtsleckereien, die der Dame des Hauſes beſonders willkommen ſein werden. — Aus Bildern alter Meiſter wird die Weihnachtslegende dargeſtellt, der niederdeutſche Dichter Hans Friedrich Blunck iſt mit einem wertvollen Märchen „Die Frau im Bilde“ vertreten und der reichhaltige Modeteil bringt neueſte Pariſer Modelle, unter denen die ſchönen Abendkleider und das winterliche unentbehrliche Enſemble ebenſo auffallen, wie die einfacheren Kleider aus gemuſtertem Samt und die Auswahl hübſcher einfacher Kinderkleidchen. — Das ungewöhnlich reichhaltige Heft, der Frau von heute unentbehrlich, iſt allenthalben zu haben, wo nicht, direkt vom Verlag Otto Beyer, Leipzig, Weſtſtr. 72. Es koſtet nur 1 Mark, obwohl es einen Gratisbezugsſchein für einen Schnitt nach freier Wahl enthält.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sank. Altena.

Souper in Schönhausen

Eine Fridericus-Skizze von Otto R. Gervais

Ein früher Herbſt in Schönhauſen. Das Schloß liegt in dunkler Dämmerung. Nur das Portal iſt erhellt, und aus den Fenſtern hinter der Linde, dem „Tränenbaum“, ſchimmert Licht. Im Gemach der Königin brennen Kerzen. Eine unheimliche Ruhe waltet über dem Park, in den Zimmern, den Gängen und auch im Herzen Eliſabeth Chriſtinens, die ihren Gatten zum Souper erwartet.

Friedrich hat ſich für heute nacht zum „Souper à deux“ zur intimen Plauderſtunde mit ſeiner Gemahlin, anmelden laſſen. Sie ſteht vor dem Kaminſpiegel, ſchlank, ein wenig verträumt, lächelnd, rückt ihre kunſtvolle Friſur zurecht, ſtreicht die Falten aus dem Mieder und zieht die ſeidenraſchelnde Schleppe an. Sie muß ihm gefallen. Ihr ganzes Schickſal hängt an den wenigen Stunden, die er bei ihr weilen wird. Nach vielen Jahren der Trennung.

Madame de Camas, die Oberhofmeiſterin erſcheint. Sie blieb die einzige Freundin der Königin und des Königs, der ſie ſcherzhaft „unſere liebe Mama“ nennt, weil ſie im Vermitteln eines guten Verhältniſſes der Ehegatten unermüdlich iſt. Eliſabeth Chriſtine wendet ſich ihr zu: „Frau von Camas, es iſt neun Uhr!“

Die alte, doch bewegliche, aus ſchalkhaft blitzenden Augen Geiſt verratende Hofmeiſterin erwidert leichthin: „Der König wird kommen. Er hat es mir zugeſagt. Es iſt ja auch noch früh. Damals erſchien Majeſtät erſt gegen zehn Uhr. Wir dürfen noch nichts ſagen.“

Damals — denkt Eliſabeth Chriſtine — damals war es neun Uhr. Aber ſo iſt Frau von Camas: Sie möchte immer tröſten, Hoffnung machen, ermuntern. Ja beim erſten Souper à deux, dem erſten alleinigen Zuſammenſein mit dem König hier in Schönhauſen, da hatte ſich ein Menſchenkind überirdiſch glücklich gefühlt. Da war ich auf Minuten ſeine Gattin. Er berührte mich, er gab mir Koſenamen, er fand mich ſchön, nannte mich ſeine Königin, fand es ſo überaus luſtig, daß ich vom Wein erhitzt war. Ganz allein haben wir einige Stunden beiſammen geſeſſen. Bis er dann plötzlich meine Hand fahren ließ, aufſprang, mich verſtört anblickte und wie ein Flüchtling hinaus eilte. Später entſchuldigte er ſich mit Uebelſein. Es iſt ſchon ſo unendlich lange her . . .

Heute — denkt Eliſabeth Chriſtine weiter — darf er nicht ſo von mir gehen. Ich will ihm ſagen, daß ich ihn liebe, daß er mich mit ſich nach Potsdam nehmen muß, daß ich nur an ſeiner Seite leben kann . . .

Tage in Rheinsberg werden in ihrer Erinnerung wach. Als ſie noch glaubte, Friedrich ſei gegen ſie der Zwangsheirat wegen verſtimmt, es würde vorübergehen. Bis er ſie dann in dieſe Einöde nach Schönhauſen, in die Verbannung, in ein Kloſter ſchickte. Schrecklich waren die Zeiten.

Jetzt hat ſie ſich daran gewöhnt. Und dies heute, das bedeutet für ſie die letzte Gelegenheit, ihn zurück zu gewinnen. Sie iſt klug genug einzuſehen, daß die Kluft durch die Trennung, durch die Zeit, durch das Entfremden immer größer und endlich unüberbrückbar werden muß.

Frau von Camas hat die beiden Gedecke geordnet. Die kleine Tafel in der gemütlichen Salon-Ecke ſieht prachtvoll aus. Einige Bediente machen ſich noch zu ſchaffen. Wenn ſie auf die Uhr blicken, umſpielt ein vielſagendes Lächeln ihren Mund. Die Zeiger raſen. Es iſt halb zehn. Der König kommt nicht.

Die Spannung wird nervös. Selbſt Frau von Camas weiß auf dem Tiſch nichts mehr zu ordnen; ſie nähert ſich der Königin: „Majeſtät, warum ſollte der König nicht kommen? „Es müßten ſchon unaufſchiebbare, dringliche Geſchäfte ſein, die ihn hindern, die ihn beſtimmen könnten, ſeine Zuſage nicht wahr zu machen.“

Eliſabeth Chriſtine ſteht am Fenſter. Sie antwortet nicht. Heute entſcheidet ſich mein Schickſal, iſt der einzige Gedanke, der in ihr kreiſt, der ihr Ruhe gibt, weil er zu gewaltig iſt, um zu vibrieren. Ihre Augen werden von Minute zu Minute dunkler, ſo ſehr ſchaut ſie in ihr Inneres, um noch einen Ruf, eine Hoffnung, eine Möglichkeit zu finden, um der bangen Ahnung, der taſtenden, aber zielſtrebigen Logik aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu entgehen, die ihr zuſchreit: Tantalidenlos, — die Gattin eines Genies, eines ſolchen Königs zu ſein! —

Zehn Uhr. — Da endlich! Raſendes Pferdegetrappel im Schloßhof. Stimmen. Frau von Camas ſieht die Königin triumphierend an: „Ich wußte es doch. Er hält ſein Wort. Es iſt genau zehn Uhr!“

Eliſabeth Chriſtine errötet. Sie drückt der Hofmeiſterin die Hand.

Da tritt die Kammerzofe ein: „Ein Meldereiter Seiner Majeſtät gab dies Schreiben für die Frau Oberhofmeiſterin ab.“ Damit reicht ſie Frau von Camas einen Brief. Während dieſe lieſt, ſinkt die Königin in einen Seſſel. Draußen klappern die Hufe eines davon eilenden Pferdes. Stumm reicht die Freundin der Gemahlin Friedrichs des Großen das gefaltete Blatt. Es enthält nur wenige Worte:

„Meine liebe Mama, — ſagen Sie doch der Königin, ich hätte heute nicht kommen können. Die Oeſterreicherin läßt mir keine Ruhe. Ich habe eine unaufſchiebbare Konferenz mit meinen Staatsräten. Tröſten Sie meine Gattin und grüßen Sie dieſe von Ihrem Friedrich.“

Trotzdem küßt Eliſabeth die kritzligen Schriftzüge des Mannes, der heute ihr Geſchick zum Märtyrertum beſtimmt hat. Sie läßt das Licht löſchen, verabſchiedet Frau von Camas, ſieht nicht die ſchadenfrohen Mienen der Bedienſteten, hört nicht das Getuſchel in den Stuben der Kammermädchen. Weinen kann ſie nicht, dazu iſt die Wucht der Enttäuſchung zu groß.

Sieben Jahre lang blieb der König ihr fern. Nie hat wieder ein Souper à deux in Schönhauſen ſtattgefunden.

Die schlanke Linie

iſt nicht nur eine Sache der Mode; ſie iſt auch eine Angelegenheit der Geſundheit. Unter dieſem Geſichtspunkt verteidigt ſie Dr. med. Charlotte Zſchokke im Daheim (66. Jahrg. Nr. 10) und ſchreibt u. a.: „Wer will es leugnen, daß die Schlanken — Frauen wie Männer — im allgemeinen einen äſthetiſcheren Anblick bieten als die Dicken oder gar die Fettleibigen? Man kann nur wünſchen, daß die Tendenz, ſein Gewicht in normalen Grenzen zu halten, nicht mit dem nun ſchon zu hörenden Schlachtruf „Dick iſt wieder modern“ verſchwindet und daß nicht wie vor dem Kriege zahlloſe unſerer Volksgenoſſen unförmig und ſchnaufend mehr Platz beanſpruchen, als ihnen zukommt. Allein die drangvoll fürchterliche Enge in mit dicken Leuten beſetzten Verkehrsmitteln, oder noch ſchlimmer, in Theatern und Konzerten, bewegt zu immer neuen Stoßſeufzern: „Bleibt ſchlank um eurer eigenen und eurer Mitmenſchen Wohlbefinden willen!“ Denn — Spaß beiſeite — nicht nur ſchöner, ſondern auch geſünder iſt der Normalgewichtler, darüber iſt kein Zweifel. Ich ſpreche ausdrücklich von einem der Körpergröße entſprechenden Gewicht und verwahre mich ſowohl aus äſthetiſchen als aus geſundheitlichen Gründen gegen die mageren, ſpindeldürren, nur aus Haut, Knochen und Nervenbündeln beſtehenden Typen, die aus mißverſtandener Eitelkeit die ſchlanke Linie zu einem Sport herabgewürdigt haben. Dieſe Art ſcheint immerhin im Ausſterben begriffen zu ſein. Das normale Körpergewicht ſoll ohne Bekleidung etwa ſoviel kg betragen, wieviel Zentimeter die Körperhöhe über einen Meter beträgt. Iſt jemand beiſpielsweiſe 1,70 m groß, ſo ſoll er 70 kg wiegen. Es handelt ſich hier um eine Norm, die durch Knochenſyſtem und Muskulatur nach oben oder unten verſchoben werden kann. 5 bis 10 Prozent Gewichtserhöhung bedeutet noch keine Fettſucht und iſt zwiſchen dem vierzigſten und fünfzigſten Lebensjahr ſogar eine normale Erſcheinung, die geſetzmäßig als Ausgleich zwiſchen den veränderten Funktionen der innerſekretoriſchen Drüſen eintritt. Zweifellos ſpielen Ernährung und körperliche Arbeit eine weſentliche Rolle für die Anſammlung von Fett im menſchlichen Körper, von der Anlage der ſogenannten Konſtitution gar nicht zu reden. Die Lebenverſicherungsgeſellſchaften haben Zahlen geſammelt, die ergeben, daß die Fettleibigen faſt ausnahmslos eine kürzere Lebensdauer haben, und beſonders an Krankheiten des Herzens, der Niere oder Stoffwechſelſtörungen wie Gicht und Zuckerharnruhr, zugrunde gehen. Ein Gewichtsüberſchuß von 10 Prozent iſt alſo ein Warnungsſignal, einer weiteren Gewichtszunahme vorzubeugen.“

Zur Wiederkehr des langen Handschuhs

Mit genau ſo geteilten Gefühlen wie dem langen Abendkleid ſtehen die Frauen dem langen, ſeriöſen Handſchuh gegenüber, nachdem es jahrelang als letzter Schick galt, abends unbekleidete Arme zu zeigen; wer trotzdem Handſchuhe trug, hatte den Sinn der „ſmarten“ Mode nicht voll erfaßt.

Bleibt man dem kurzen Kleid für den Abend — aus welchen Gründen immer — treu, wird man ihn nach wie vor entbehren können, aber zum Stil der neuen Mode gehört er unweigerlich — und — ſeien wir ehrlich — er iſt eine ihrer reizvollſten Begleiterſcheinungen. Aus dem früheren, ſteifen, kalkigweißen, enganliegenden Handſchuh iſt eine ſchmiegſame, ſeidige Haut geworden: ſchwediſches Leder, hartgetönt: ſilbergrau, eierſchalenfarben, feine Schwebungen von Beige, in Verbindung mit roſa, lila und gelb. Sehr elegant der Handſchuh, der genau den Tönen des Armes und des Puders entſpricht, und dann letzter und raffinierteſter Schick — der lange ein bißchen geheimnisvolle, ſchwarze Handſchuh. Zur ſchwarzen Toilette getragen kann er außerordentlich ſtilvoll ſein, wenn das Kleid ſelbſt viel belebende Lichter aufweiſt, d. h. viel Straß oder Perlen, reichen Blumenſchmuck, großes Dekolletee. Sonſt ſteht zu befürchten daß er den Eindruck von Trauer hervorruft.

Im übrigen gibt es für die Art, Handſchuhe zu tragen, ganz beſtimmte Modevorſchriften die durchaus nicht belanglos ſind. In Uebereinſtimmung mit der eleganten Schmiegſamkeit heißt die Parole: Läſſigkeit. Nicht nur für den ſportlichen Typ, ſondern auch für den abendlichen. Man ſchlüpft leger in den Handſchuh hinein, und zwar iſt die moderne Geſte dafür nicht der in die Höhe gehobene Arm ſondern der hinuntergeſtreckte. Der Handſchuh, ſo lang er auch ſein mag, er hat ohnehin ſelten mehr als Ellenbogenlänge, bekleidet nur die Hand und wird am Handgelenk weich zuſammengeſchoben. Den Abſchluß bilden mehrere breite Armreifen, die in gutem Kontraſt zu dem weichen, mattgetönten Leder ſtehen.

Elsbeth Unverricht.

Der Beruf der deutschen Hausgehilfin

Mehr als die Hälfte aller in Deutſchland arbeitenden Hausangeſtellten, nämlich 55 Prozent, ſtehen im Alter zwiſchen 25—35 Jahren. Die unter 20 Jahre alten Hausgehilfinnen haben im Verhältnis zu den über 45 Jahre alten Hausangeſtellten einen guten Lohn. Wahrſcheinlich liegt dies daran, daß dieſe auf dem Lande, und zwar in großen Gutswirtſchaften, arbeiten, während die alten Jahrgänge meiſt nur in ſtädtiſchen Kleingaſtſtätten, Wirtshäuſern und Küchen Verwendung finden können.

Die beſte Entlohnung der Hausangeſtellten iſt in den Großſtädten und auf dem Dorfe, die ſchlechteſte in Kleinſtädten zu verzeichnen. Das Reichsarbeitsblatt gibt in einem eigenen Sonderdruck diesbezüglichen Aufſchluß.

Hausangeſtellte zwiſchen 14—18 Jahren verdienen durchſchnittlich 20 Mark im Monat. Sieben Achtel der Löhne, die über 60 Mark im Monat betrugen, wurden Hausangeſtellten im Alter zwiſchen 20—30 Jahren bezahlt. Im allgemeinen iſt zu ſagen, daß Köchinnen am meiſten, Kindermädchen aber am wenigſten verdienen. Dies war übrigens auch bereits vor dem Kriege der Fall.

Etwa 45 Prozent der deutſchen Hausangeſtellten hatten, wie eine diesbezügliche Rundfrage ergab, eine zehnſtündige Nachtruhe, 22 Prozent durften neun Stunden ruhen. In den Städten iſt der Arbeitsbeginn vor 6 Uhr morgens ſelten, auf dem Lande aber iſt er faſt die Regel, insbeſondere im Sommer. Auf den Dörfern mußten ſogar 31 Prozent der Hausangeſtellten bereits vor 6 Uhr morgens tätig ſein. Nur 0,6 Prozent der Hausangeſtellten aber können bis nach 8 Uhr morgens ruhen. Man ſieht, daß dies — und es iſt das auch gut begreiflich — zu den ſeltenen Ausnahmen gehört.

Was den im Hausgehilfinnengeſetz vorgeſehenen eigenen Schlafraum anbelangt, ſo wird dieſer Beſtimmung ſehr weitgehend Rechnung getragen. 96,2 Prozent der Hausangeſtellten hatten einen eigenen Schlafraum, in den übrigen Fällen teilten ſie dieſen Raum mit einem Familienmitglied, meiſt mit einem Töchterchen der Familie.

Intereſſant war es, zu erfahren, auf welche Weiſe die Angeſtellten ihre Stellung erhalten: 7,6 Prozent hatten ſie durch Inſerate, 7,7 Prozent durch koſtenloſe ſtädtiſche oder ſtaatliche Arbeitsvermittlung, 9,7 Prozent hingegen durch eine berufsmäßige Stellenvermittlerin. Der größte Teil der Mädchen, nämlich mehr als 70 von Hundert hatten ihren Poſten auf andere Art erhalten, und zwar entweder durch direkte Empfehlungen oder durch Verabredungen mit der Mutter, der Schweſter oder einer ſonſtigen Angehörigen des betreffenden Mädchens.

Minna

Heiteres von Jo Hanns Röſler.

Pauline ſuchte ein neues Mädchen. Ging zur Stellenvermittlerin. — „Wieviel Mädchen bringen Sie ſo die Woche unter?“ fragte ſie nebenbei.

„Jede Woche vierzig bis fünfzig.“

„Fünfzig Mädchen? Da verſchaffen Sie alſo im Jahr über zweitauſend Mädchen eine Stellung?“

„Keine Ahnung! Das ſind doch immer dieſelben fünfzig.“

•

Pauline hat ein neues Mädchen engagiert. Eine vom Lande. Von weither. — „Sie iſt heute früh mit dem Zuge angekommen,“ erklärt Pauline ihrem Paul.

„Hoffentlich bleibt ſie länger als die letzte?“ meint Paul.

Beſtimmt! Vor morgen abend fährt kein Zug zurück.“

•

Pauline unterweiſt das Mädchen.

„Ich bin kein Freund von vielen Worten,“ erklärt ſie, „wenn ich nicke, heißt das „Ja“.“

Meint das Mädchen: „Gern, gnädige Frau. Und wenn ich mit dem Kopf ſchüttele, heißt das „Nein“.“

•

Früher war Minna in einem Kino als Logenſchließerin. Davon hängt ihr heute noch etwas an.

Eines Vormittags klingelt es. Zwei Herren ſtehen vor der Tür. — „Die gnädige Frau erwartet uns,“ gibt der eine ſeine Karte ab.

Minna guckt die Karte an. Dann ſchüttelt ſie den Kopf: „Ja, aber nur der eine Herr darf herein.“

„Erlauben Sie mal?“

„Nein. Nein. Der andere darf nicht herein.“

„Hier ſcheinenkomiſche Zuſtände zu herrſchen,“ ſetzen da die Herren ihren Hut wieder auf und gehen.

„Es waren welche da,“ berichtet Minna ſtolz in der Küche, „die wollten herein.“

„Na, und?“

„Es waren zweie. Aber ich habe ſie nicht hereingelaſſen. Sie hatten alle beide bloß ein Billett.“

•

Heute hat Minna Ausgang. Auf zwei Tage. Pauline muß ſich daher allein behelfen. Seit drei Stunden kniet ſie vor dem Ofen und verſucht Feuer zu machen. Zehn Schachteln Zündhölzer liegen abgebrannt am Boden. Nichts hilft.

Stöhnt Pauline verzweifelt: „Und da ſoll es Leute geben, die gewerbsmäßige Brandſtifter ſind.“

•

Eines Tages verſchenkt Pauline eine Theaterkarte. — „Wie hat es Ihnen denn gefallen?“ fragt ſie am nächſten Morgen.

„Großartig, gnädige Frau. Beſonders die eine Stelle, wo das Mädchen ihrer Gnädigen mal ſo richtig die Meinung ſagt.“

•

Und da geſchah die Moritat. Die Tante Terrakotta war ermordet worden. Mit dem Küchenmeſſer. Mittamang in den hageren Hals.

Paul und Pauline mußten aufs Gericht. Der Ehemann ſchien hinreichend verdächtig. Die Ehefrau wurde wieder frei gelaſſen. Gegen den Ehemann eröffnete man ein Verfahren. Vier Wochen, acht Wochen dauerte die Unterſuchung. Drei Wochen die Verhandlung.

Paul wurde aus Mangel an Beweiſen freigeſprochen.

Auf der Treppe des Landgerichts fragte ſein Verteidiger: „ Haben Sie eigentlich auf jemand Verdacht?“

„Verdacht? Ich weiß doch, wer es war.“

„Sie wiſſen es?“

„Natürlich. Wir waren doch dabei, meine Frau und ich. Wir haben es geſehen?“

„Wer war es denn?“

„Minna.“

„Ihr Dienſtmädchen?“

„Ja.“

„Aber warum haben Sie das nicht ſofort geſagt?“

„Ja, nicht wahr, daß meine Frau daheim ohne Mädchen daſteht! Wer hätte uns denn ſo ſchnell wieder ein eingearbeitetes Mädchen verſchafft?“

Schonende Wäschebehandlung

Die beſte Art der Fleckenentfernung.

Die gute Behandlung von Leib- und Tiſchwäſche iſt von jeher eine beſondere Sorge jeder Hausfrau geweſen. Ueber das Waſchen der Stücke gibt es denn genug praktiſche Vorſchriften, weniger exiſtieren jedoch ſolche für die Entfernung der Flecken aller Art. Bei der Benutzung der Wäſche ſollte man ihr eine ſchonende Behandlung im Intereſſe ihrer längeren Lebensdauer angedeihen laſſen. Da ſind es beſonders die männlichen Mitglieder der Familie die ſich nicht auf Schonung der Wäſche verſtehen. Von den Wein- und Obſtflecken im Tiſchtuch und Servietten will ich gar nicht erſt reden; ſie laſſen ſich ja bei aufmerkſamer Behandlung wieder entfernen, wenn auch immerhin nicht ganz ohne Schaden für die Gewebefaſern. Schlimmer ſind die kleinen Löcher, die durch achtloſes Hinlegen der Zigarre auf das Tiſchtuch, durch Abſpringen der Zigarrenglut oder der Funken des Streichholzes entſtehen. Schlimm ſind auch die winzig kleinen Löcher in den Servietten, die dadurch entſtanden, daß der Herr Gemahl oder die erwachſenen Söhne gedankenlos die Zinken der Gabel hineinſteckten.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen die Flecke, deren Entfernung die Hausfrau im Intereſſe der Wäſche ſelbſt vornehmen ſollte. Dienſtboten nehmen beim Herausmachen der Flecken ſelten darauf Rückſicht, ob die Mittel, die ſie anwenden, und die Art, wie ſie die Mittel gebrauchen, nicht ſchädlich für die Wäſcheſtücke ſind. Und das Loch, das in dem faſt neuen Wäſcheſtück entſteht, gibt deutlich die Stelle an, wo ein Roſt- oder Weinfleck kürzlich herausgemacht wurde. Unter allen Methoden, Roſtflecken aus Wäſcheſtücken zu beſeitigen, verdient folgende den Vorzug, da ſie dieſelbe am wenigſten angreift. Man taucht die betreffende Stelle mehrere Male in kochenden Zitronenſaft und hält die Flecke an die Außenwand eines zinnernen mit heißem Waſſer gefüllten Gefäßes. Zuletzt wäſcht man mit Seifenwaſſer nach . Kann man die Wäſche der ſcharfen Luft ausſetzen, ſo hilft gegen Roſtflecke ein Brei aus einem Teelöffel Salmiak mit etwas Waſſer und einem Eßlöffel voll geſtoßenen Kochſalzes verrührt; man beſtreicht damit die Flecken und ſetzt dann die Wäſcheſtücke einige Stunden der Luft aus. Dann wäſcht man die Sachen in klarem Waſſer nach. Die leidigen Stockflecken in der Wäſche ſollen vermieden werden, indem man feuchte, ſchmutzige Wäſcheſtücke nicht achtlos in die dafür beſtimmten Behälter legt, ſondern ſie über einer Wäſcheleine trocknet. Sind ſie aber doch vorhanden, ſo beſeitigt man ſie auf folgende Art: Zwei Hände voll Kochſalz ſtößt man fein, gibt 15 Prozent Salmiakpulver und Ammoniak dazu, kocht dies mit zwei Liter Flußwaſſer eine halbe Stunde in einem irdenen Topf. Man breitet die Wäſche aus, beſtreicht ſie mit dem Waſſer, läßt ſie trocknen und fährt ſo lange fort, bis die Flecke beſeitigt ſind.

Weinflecke und Obſtflecke legt man, möglichſt ſo lange ſie noch friſch ſind, über Nacht in Milch Sollte nach öfterem Wiederholen dieſes Verfahrens noch ein Schein zurückgeblieben ſein, ſo läßt er ſich entweder ausbleichen, oder durch Anwendung von Zitronenſaft entfernen.

Es lebe der Stulpenstiefel!

Was würde wohl der ſelige General von Zieten geſagt haben, wenn ihm die jungen Demoiſelles des Jahres 1929 bekleidet mit ſeltſamem Schuhwerk an einem regenfeuchten Dezembertage auf der Straße begegnet wären? — Potzmohrenelement! Haben denn die Damen meinen Huſaren die hohen Stiebeln abgeguckt?

Mit dem Ueberſchuh aus Wolltrikot und laubfroſchgrüner Gummihaut begann's. Dann kam der noch relativ niedrige Ruſſenſtiefel, deſſen Schaftlänge je nach der Mode zwiſchen einem ſoliden Damenſchnürſtiefel und dem Kommißſtiefel eines Infanteriſten ſchwankte. Bis endlich zum Erſtaunen der geſamten ziviliſierten Männerwelt die erfinderiſche Mode den ſchneidigen Stulpenſtiefel vor die Füße ſetzte.

Ex oriente lux! Aus dem Oſten kommt noch mehr. Der Siegeszug der einſt weltberühmten Petersburger Gummi[illegible]en gelangte zwar vor Jahren zum Stillſtand. Angeblich weil ſich zahlreiche Geſchäftsleute weigerten, der Aufforderung ihrer Kundſchaft, ihr den Buckel mit dieſen Galoſchen herunter zu rutſchen, immer wieder nachzukommen. Und dann? Im Oſten nichts Neues? Da ſetzte auf der gewaltigen Front von Riga bis Tarnopol die Generaloffenſive der Schuhwarenfabriken ein und überſchüttete ganz Oſt-, Nord- und Mitteleuropa mit einem Trommelfeuer von Damen-Stulpenſtiefeln, an dem gemeſſen die Kanonade von Valmy ein Kinderſpiel war.

Die Damen von heute tragen den Stulpenſtiefel in den verſchiedenſten [illegible], Qualitäten und Preislagen. Mit und ohne Pelzverbrämung in Lack-, Rindbox-, Saffian- und Juchtenleder. Und die Männer von heute wiſſen nicht, ob ſie lachen oder ſchelten ſollen, wenn ihnen ſo ein blitzſauberes friſches Geſchöpf, gekleidet mit Kappe oder Baskenmütze, unter der man den keck geſchnittenen Bubenkopf mehr ahnt als ſieht, Trenchcoat oder Pelz und den lackledernen Stulpenſtiefeln über den aufgeweichten Weg läuft.

Ein gewiſſer Anſatz von Wade gehört freilich zur Trägerin eines ſolchen Halbſchäfters hinzu. Der Dame mit Storchenbeinen, die in gewaltigen Kanonenrohren einherſtelzt, bemächtigt ſich in immer liebevollerer Weiſe die Karikatur zahlreicher Witzblätter.

Nur eins begreift kein Mann. Weshalb die Frauen, anzuſchauen wie Kanonierrekruten, geſtiefelt durch ſchneeloſe, aber regennaſſe Straßen ſtapfen in einer Zeit, da juſt die Röcke im Intereſſe notleidender Tuchfabrikanten je länger je lieber werden. Die alten Römer wußten, weshalb ſie einen ihrer Soldatenkaiſer Caligula (Stiefelchen) nannten. Doch hüten wir uns, daraus verkehrte Schlüſſe zu ziehen: Es macht den Frauen Vergnügen, forſch aufzutreten, ſich männlich aufzuführen. Sie werdens bleiben laſſen, ſobald der femine Mann von heute in der wohlverdienten Verſenkung verſchwindet und das Pantoffelheldentum neuamerikaniſchen Muſters mit ihm.

Verschiedene Arten von Gulasch

Das Gulaſch iſt hauptſächlich aus dem Grunde ein ſo beliebtes Gericht, weil man hierzu mindere Fleiſchſorten und überdies auch die verſchiedentlichſten ſonſtigen Speiſenreſte verwenden kann. Außerdem laſſen ſich für Gulaſch auch verſchiedene Fleiſche miteinander verbinden, wie etwa Rind-, Schweine-, Kalb- oder Hammelfleiſch. Die Kunſt der Hausfrau liegt nun darin, dem Gulaſch jedesmal einen anderen Geſchmack zu geben. Ein richtig zubereitetes Gulaſch wird in einem eiſernen oder ſteinernen Gefäß zubereitet. Man brät die einzelnen Fleiſchſtücke, ehe man ſie ſchmoren läßt, erſt kurz an. Beim Schmoren ſoll man bloß ſo viel Waſſer zugießen, als unbedingt erforderlich iſt. Ein richtig gemachtes Gulaſch nämlich hat nicht viel, aber dafür um ſo kräftigere Soße. Iſt das Gulaſch gar, ſo gibt man entweder Gurkenſtückchen hinzu, die man kurz in der Soße aufkochen läßt. Auch Kaperln, Senf oder Sauerkohlreſte ſind eine gute Würze für die Gulaſchſoße. Zur Zeit der Tomaten wird man ſelbſtredend dieſe hinzuſetzen. Sehr gut ſchmeckt überdies Gulaſch, mit dem man Pilze, Grünlinge oder dergl. ſchmorte. Hier kann aus der Not eine Tugend gemacht und wenig Fleiſch geſchickt geſtreckt werden. Für die tüchtige Hausfrau gibt es die mannigfachſten Möglichkeiten, dem Gulaſch jedesmal einen anderen Beigeſchmack zu verleihen. Die Soße ſelbſt ſoll vor dem Servieren durchgeſiebt werden.

Zum Gulaſch paſſen eigentlich alle Beilagen: Kartoffeln, Kartoffelbrei, Klöße, Nudeln, Reis, Makkaroni und Kartoffelnudeln. Kein Wunder, daß es auf jedem deutſchen Tiſche anzutreffen iſt.

◆